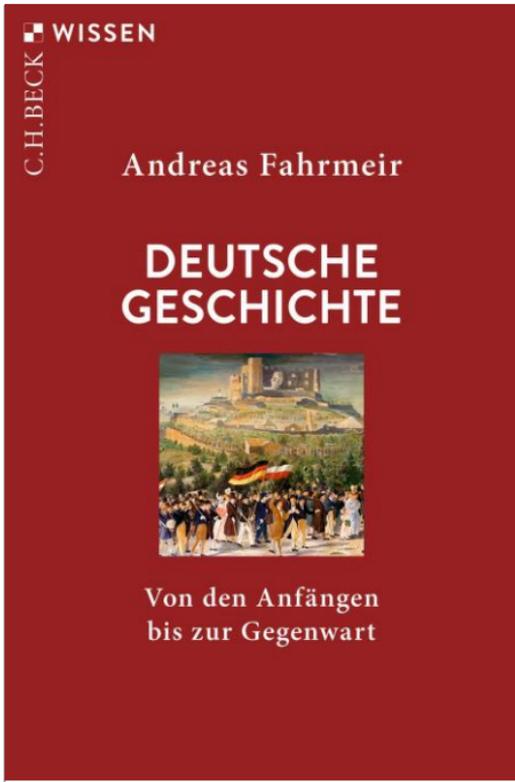


Unverkäufliche Leseprobe



Andreas Fahrmeir
Deutsche Geschichte

Von den Anfängen bis zur Gegenwart

2025. 128 S., mit 3 Karten
ISBN 978-3-406-82407-4

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/37041968>

© Verlag C.H.Beck GmbH Co. KG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

C.H.BECK  WISSEN

Vom Klimawandel vor etwa 20000 Jahren und der mit ihm einsetzenden Rückkehr der Menschen nach Mitteleuropa bis in die unmittelbare Gegenwart führt dieser Band ebenso prägnant wie vielschichtig durch die deutsche Geschichte. Er erläutert die Entstehung des Alten Reichs, führt durch die Reformation und die Glaubenskriege, beschreibt die politische und konfessionelle Ordnung nach dem Dreißigjährigen Krieg und führt durch Revolutionszeit, Deutschen Bund und das Zweite Kaiserreich bis in das 20. Jahrhundert, in dem Weimarer Republik, Drittes Reich, das geteilte Deutschland und schließlich das wiedervereinigte Deutschland einander ablösen.

Bei aller konzentrierten Form gelingt es Andreas Fahrmeir immer wieder, die «longue durée» historischer Entwicklungen mit der Ereignisgeschichte zu verbinden und so den Leser mit den Grundfragen der deutschen Geschichte vertraut zu machen.

Andreas Fahrmeir ist Professor für Neuere Geschichte an der Goethe Universität Frankfurt/Main. Von ihm ist in der Reihe «C.H.Beck Geschichte Europas» erschienen: «Revolutionen und Reformen. Europa 1789–1850» (bsr 1985). 2020 hat er das große Werk «Deutschland. Globalgeschichte einer Nation» (²2021) bei C.H.Beck herausgebracht.

Andreas Fahrmeir

DEUTSCHE GESCHICHTE

C.H.Beck

Mit 3 Karten (© Peter Palm, Berlin)

1. und 2. Auflage. 2017

3., durchgesehene und aktualisierte Auflage. 2025
Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2017

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses

Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Reihengestaltung Umschlag: Uwe Göbel (Original 1995, mit Logo),

Marion Blomeyer (Überarbeitung 2018)

Umschlagabbildung: *Das Hambacher Fest am 27. Mai 1832.*

Gemälde von Hans Moczny (1906–1996) nach der Federlithographie
von 1832 (Erhard Josef Brenzinger zugeschrieben). © akg-images, Berlin

Öl auf Leinwand auf Holz, 102,5 x 145,5 cm.

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 82407 4



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

Inhalt

1. Entstehung des Alten Reichs	7
2. Reformation und Glaubenskriege	24
3. Das Reich der Westfälischen Ordnung	34
4. Revolutionszeit und Deutscher Bund	44
5. Das Zweite Kaiserreich	59
6. Die Weimarer Republik	75
7. «Drittes Reich» und Holocaust	90
8. Bundesrepublik und DDR	102
9. Bundesrepublik	112
10. Deutsche Geschichte	118
Literaturhinweise	121
Personenregister	122

1. Entstehung des Alten Reichs

Im Anfang war ein Klimawandel.

Nach dem Tiefpunkt der letzten globalen Eiszeit vor etwa 20 000 Jahren begann die Rückkehr des Menschen in immer größere Teile Mitteleuropas. Zunächst lebten sie vor allem von der Jagd und wilden Pflanzen; seit rund 7000 Jahren ist auch Landwirtschaft belegt. Etwa 1000 Jahre später tauchten neben Werkzeugen aus Stein und Keramik auch Metallgegenstände auf; ein Beispiel ist das Kupferbeil, das der 1991 aus einem Alpengletscher geborgene «Ötzi» bei sich hatte, der vor etwa 5250 Jahren starb. Es dauerte wiederum rund 1000 Jahre, bis sich Bronze als härtere Legierung aus Kupfer und Zinn für Waffen und Werkzeuge durchsetzte. Gegen 800 vor Christus (also vor rund 2800 Jahren) fanden sich auch in der Mitte Europas Waffen und Werkzeuge aus Eisen.

Diese Zäsuren der «Vor- und Frühgeschichte» verweisen auf die überragende Bedeutung von Impulsen aus dem Süden und Südosten für die Region, die viel später einmal «Deutschland» werden sollte. Ackerbau und Viehzucht sowie die Verarbeitung von Keramik und Metallen waren zuerst im Mittelmeerraum und am Schwarzen Meer nachweisbar und wurden mal schneller, mal mit größeren Verzögerungen weiter im Norden und Westen aufgegriffen und an die lokalen Verhältnisse angepasst. Zu diesen Rahmenbedingungen gehörten die aus klimatischen wie technischen Gründen geringeren Überschüsse der Landwirtschaft. Zur Sicherung des individuellen Überlebens waren vergleichsweise große Flächen notwendig, deren Ertrag nach der ersten Brandrodung rasch abnahm. Kleine Dörfer mit wenigen Familien konnten sich so ernähren, für große Städte fehlte aber – anders als in Mesopotamien, Ägypten, Nordafrika, Griechenland oder Italien – die ökonomische Grundlage.

Diese Bedingungen trugen zu einem zentralen Aspekt des kul-

turellen Gefälles zwischen der mediterranen Welt und dem nördlichen Europa bei: der fehlenden Schriftlichkeit. Diese setzte eine urbane Zivilisation mit einer komplexen Verwaltung und langfristigen Verpflichtungen voraus, die anders dokumentiert werden mussten als in der Erinnerung von Zeugen. Weil Schriftquellen fehlen, beruhen die Informationen über die Geschichte Mitteleuropas vor der römischen Expansion auf der Interpretation der archäologischen Funde, welche die Konsequenzen des Übergangs zur ‚Metallzeit‘ dokumentieren. Erzvorkommen waren regional konzentriert, Edelmetalle beispielsweise in Südosteuropa sowie auf der Iberischen Halbinsel, Kupfer im Nahen Osten und Tirol, Zinn im Südwesten der Britischen Inseln. Die Nutzung metallischer Gegenstände als Waffen, Werkzeuge, Schmuck, Münzen oder Barren setzte selbst dann, wenn nur kleine Teile der Bevölkerung zu ihnen Zugang hatten, regelmäßige Beziehungen über lange Distanzen voraus. Daher hatte nicht nur die Kontrolle der Rohstoffe große Bedeutung, sondern auch die der zentralen Handelsrouten entlang von Flüssen oder über Gebirgspässe, wo Abgaben erhoben oder Reisende beraubt werden konnten. Wo Metalle gewonnen, weiterverarbeitet oder gehandelt wurden, konnten größere Siedlungen entstehen, da sie ihre Bestände nicht nur gegen andere wertvolle Güter wie Bernstein, sondern auch gegen Nahrungsmittel tauschen konnten. In der Eisenzeit konnten Siedlungen eine beträchtliche Größe umfassen, auch wenn die genaue Funktion und Bevölkerungszahl dieser *Oppida*, die zum Teil befestigt waren, umstritten bleibt. Gesellschaftliche Hierarchien verstärkten sich oder wurden durch den Abstand deutlicher, der zwischen aufwendigen Gräbern, in denen Tote mit umfangreichen Grabbeigaben beigesetzt wurden, und anderen bestand.

Die archäologische Überlieferung belegt für die Eisenzeit großflächige Gemeinsamkeiten der materiellen Kultur nördlich der Alpen in einer Region, deren Kern vom östlichen (späteren) Frankreich in das (spätere) Böhmen reichte. Im Gegensatz zu dem auf Rom zentrierten Machtzentrum südlich der Alpen, dessen Geschichte für die Epoche relativ umfassend dokumentiert ist, ist über Ereignisgeschichte und politische Verfassung dieser

«keltischen» oder «germanischen» Kultur praktisch nichts bekannt. Als mit Julius Cäsars (100–44 v. Chr.) «Gallischem Krieg» 58 v. Chr. die Expansion des Römischen Reiches in diese Region begann und 55 vor Christus den Rhein erreichte, bestand südlich der Alpen der Eindruck, relativ ortsfeste «Stämme» beherrschten dort jeweils eigene Gebiete. Da die Grenzen ihrer Ansprüche aber ungewiss waren und Stämme bisweilen in neue Siedlungsgebiete umzogen, seien Konflikte häufig und kriegerische Tugenden besonders ausgeprägt gewesen.

Im Gegensatz dazu strebte das Römische Reich danach, eine stabile Herrschaft zu etablieren, deren Kern Städte bildeten. Diese waren militärische Garnisonen, Märkte, Verwaltungs- und Gerichtssitze, welche die «Barbaren» vor Ort durch großzügig dimensionierte steinerne Mauern und Tore (wie die «Porta Nigra» in Trier), eine Versammlungshalle (Basilika), Tempel, Theater, Plätze, Thermen, Wasserversorgung und zentral beheizte Häuser beeindrucken sollten und durch ein Netz gepflasterter Straßen verbunden waren. Römische Städte wurden entweder – wie Augusta Treverorum (Trier) um Christi Geburt – planmäßig gegründet oder entwickelten sich wie die Colonia Claudia Ara Agrippinensium (Köln) aus bereits bestehenden Siedlungen, die architektonisch und technisch auf den neuesten Stand gebracht wurden.

Die römische Expansion nach Nordosten geriet nach der Niederlage in der Varusschlacht 9 nach Christus ins Stocken, und das Römische Reich definierte schließlich mit dem *Limes* eine durch Festungen und Truppen markierte Grenze. Sie sollte Handel, kulturellen Austausch und Migration nicht unterbinden, sondern war vor allem eine gesicherte Zollgrenze. Von Rom aus gesehen lagen Rhein, Donau und Teile des Mains, die Metall- und Salzvorkommen der Alpen und die Alpenpässe, die den Zugang nach Italien gewährten oder verwehrten, diesseits des *Limes*. Die vergleichsweise dünn besiedelten Gebiete im Osten und Norden waren durch Handel zugänglich, zogen aber wenig Interesse auf sich.

Die Romanisierung eines Teils der Region nördlich der Alpen schuf oder verstärkte ein Wohlstands- und Kulturgefälle. Wäh-

rend Trier im 3. und 4. Jahrhundert als Kaiserresidenz eine Metropole eines großen Reiches mit mehreren zehntausend Einwohnern war, lebten die «Germanen» jenseits des Rheins weiterhin ohne Städte, schriftbasierte Verwaltung, systematisiertes Recht, steinernes Straßennetz oder standardisiertes Münzwesen in mehr oder weniger stabilen Dörfern und größeren Siedlungen, die Teil von Herrschaften waren, die untereinander ebenso rivalisierten wie mit dem Römischen Reich. Gelegentliche bewaffnete Übergriffe in römisches Gebiet konnten bis in die Spätantike immer wieder abgewehrt werden, nicht zuletzt durch Einwohner der neurömischen Gebiete oder Zuwanderer aus den Ländern jenseits des *Limes*, die römische Offiziere oder Legionäre wurden. Die kulturelle Divergenz zwischen dem Herrschaftsbereich Roms und den angrenzenden Gebieten verschärfte sich, als das Christentum im 4. Jahrhundert zur Staatsreligion des Römischen Reiches wurde; der monotheistische Glaube war weniger leicht als die klassischen antiken Götter mit den polytheistischen Vorstellungen jenseits des *Limes* vereinbar. Durch doktrinäre Auseinandersetzungen innerhalb der christlichen Welt wurde die kaiserliche Autorität zudem rasch in Entscheidungen über theologische Fragen eingebunden, was die Verschränkung zwischen religiöser Ordnung und Herrschaftsorganisation verstärkte. Mit den christlichen Bischöfen, die es in allen großen römischen Städten gab, etablierte sich neben der administrativen und militärischen imperialen Präsenz eine moralische und religiöse Instanz, die zumindest das Potential hatte, ebenfalls zum politischen Akteur zu werden.

Die politische Rolle der Bischöfe konnte sich verstärken, als sich die Herrschaftsverhältnisse im 5. Jahrhundert grundlegend wandelten. Der Zusammenbruch der römischen Autorität in Westeuropa wurde lange mit einer «Völkerwanderung» erklärt: «Germanische Stämme» seien geschlossen nach Süden und Westen gewandert und hätten dort die einheimische Bevölkerung unterjocht oder vertrieben. Diese Vorstellung beruhte auf der Annahme, durch archäologische Funde oder Ortsnamen dokumentierte Veränderungen der materiellen Kultur oder Sprache seien vor allem durch Bevölkerungsverschiebungen zu er-

klären. Diese konnten dann mit Berichten über die Wanderungen einzelner Gruppen wie der «Franken», «Alemannen», «Sachsen» oder «Baiern» abgeglichen werden, um ein Bild von ursprünglichen und späteren Siedlungsgebieten sowie den dazwischenliegenden Reisewegen zu erstellen.

Die bescheidene Infrastruktur einer Subsistenzgesellschaft schließt jedoch kurzfristige Massenwanderungen über sehr große Distanzen weitgehend aus. Die Geschichten über die Frühzeit von «Stämmen» wurden erst im Rückblick festgehalten und gelten inzwischen nicht mehr als Tatsachenberichte, sondern als Elemente einer «Ethnogenese», die – wie die moderne «Nationsbildung» – politischen Identifikationsbedürfnissen der jeweiligen Gegenwart entsprach. Solche Geschichtserzählungen erfüllten eine ähnliche Funktion wie die Legende von der Gründung Roms durch Aeneas nach seiner Flucht aus Troja – und sie hatten einen vergleichbaren Tatsachenbezug. Die derzeit überzeugendste Interpretation des Wandels, der sich in der Spätantike beobachten lässt, verweist auf eine Kombination aus den Erfolgen kleinerer bewaffneter Gruppen, Loyalitätsverschiebungen bei der bestehenden Bevölkerung, dem Wandel kultureller Präferenzen, einer Delegitimation römischer Herrschaft sowie der Überdehnung des Römischen Reichs, das seine historische Ursprungsregion weitgehend aufgab, um sich auf die von Byzanz aus kontrollierten Gebiete zu konzentrieren.

Für Mitteleuropa folgte daraus eine Annäherung der Verhältnisse in den poströmischen Gebieten und den Regionen jenseits des *Limes*. Die städtische Bevölkerung nahm dramatisch ab, weil die Infrastruktur (etwa die Wasserversorgung) zusammenbrach und die Versorgung mit Lebensmitteln nicht mehr funktionierte. Gebäude, für die es nun keine Verwendung mehr gab, verfielen oder wurden als Baustoffreservoir für neue Vorhaben wie den Bau von Kirchen und Residenzen genutzt.

Oberhäupter «großer» Familien, die über eine breite Gefolgschaft verfügten, etwa weil sie bereits Rollen in der römischen Administration übernommen hatten, konnten als *reges* die Herrschaft über größere Gebiete beanspruchen. In manchen poströmischen Städten übernahmen Bischöfe lokale und regio-

nale Verwaltungsaufgaben. In anderen ist unklar, ob es zu einer zeitweisen Auflösung kirchlicher Strukturen kam, weil dort mehrere Varianten des Christentums konkurrierten, bis sich zum 9. Jahrhundert die auf Rom zentrierte katholische Lehre durchsetzte und weiter nach Osten und Norden ausbreitete.

Die erneute Konsolidierung großer Reiche begann im 5. Jahrhundert westlich des Rheins durch die Merowinger, die römische Traditionen aufgriffen und sich als Herrscher der «Franken» durchsetzten. Sie stützten sich dabei vor allem auf die periodische Präsenz ihres umherziehenden Hofes und die schriftliche Gewährung oder Bestätigung von Rechten und Privilegien in lateinischen Urkunden. Sie unterhielten zudem enge Beziehungen zum Papst, der als Bischof der ehemaligen imperialen Metropole Rom seinerseits noch in Abhängigkeit zum römischen Kaiser in Byzanz stand.

Die Grenzen des Herrschaftsgebietes hingen einerseits von militärischen Siegen und Niederlagen ab, andererseits von Eheschließungen und Erbschaften: Unter den Merowingern war ebenso wie unter den auf sie folgenden Karolingern die Teilung des Besitzes unter erbberechtigten Söhnen üblich. Das *regnum* Karls des Großen (742–814) erstreckte sich zwar von den Pyrenäen im Westen bis weit in den Osten und von der Nordseeküste bis Rom, und 800 wurde diese Machtfülle durch die Krönung zum Kaiser der Römer (*imperator romanorum*) durch den Papst gewürdigt. Mit Karls Tod begann aber eine Reihe von militärischen Konflikten, konkurrierender Ansprüche und Erbteilungen zwischen den Nachkommen, die erst um 880 mit einer relativ stabilen Grenze zwischen einem westfränkischen und einem ostfränkischen Reich endeten. Unter dem neuen Herrschergeschlecht der Ottonen (bzw. Liudolfinger) endete im 10. Jahrhundert die Praxis der Reichsteilungen. Die *reges Romanorum* (Könige der Römer), die – wenn sie die entsprechenden Krönungszeremonien vollzogen – auch Könige von Italien und Römische Kaiser sein konnten, kontrollierten nun im Prinzip ein Gebiet, das von der Nord- und Ostsee bis zum päpstlichen Besitz und von Maas und Rhone im Westen bis zur Oder, nach Mähren sowie an die ungarische Grenze reichte. Mit dem

Kaisertitel und der Bezeichnung Römisches Reich bzw. *Romanum Imperium* verband sich der Anspruch auf eine besondere Stellung unter den europäischen Herrschern und auf eine Gleichrangigkeit mit dem (Ost-)Römischen Kaiser in Byzanz, der 972 durch die Ehe Ottos II. (955–983) mit Theophanu (959/60–991), einer Verwandten des byzantinischen Kaisers, unterstrichen wurde.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de